

SHERMER FOREVER

Erzählung

© 2024 Bernhard Pfleger
Umschlaggestaltung: Bernhard Pfleger
Umschlagfoto/ Autorenfoto: Bernhard Pfleger

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN: ISBN 978-3-99165-490-2



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für die Kinder ihrer Zeit.

*Maybe life ain't simple,
not so easy as it seems.
Maybe life is more than little kids
dream in their dreams.*

Shermer – „Home“ (1994)

Ich sah mich in ihrer Wohnung um. Nichts Buntess. Nur Schwarz, Weiß und Metall.

An einer Wand in dem ansonsten kargen Zimmer stand ein deckenhohes Regal, voll mit alten und neuen Schallplatten. Es passte in seiner vordergründigen Unordnung gar nicht hier her, die Hüllen waren nach Alphabet, nicht nach Farben sortiert. Warum sollte es auch anders sein? Der vertraute Anblick beruhigte mich und langsam begann das dumpfe Drücken in meinen Schläfen, zu verschwinden.

Ich nahm einen Schluck aus meinem überdimensionierten Glas und versuchte, den Wein möglichst lange auf der Zunge zu spüren, während ich die stumme Musik mit ihren abstrakten, zufälligen Abfolgen auf mich wirken ließ. Wie ein Gemälde, wie ein musikalischer Barcode, der alle Fragen des Lebens beantwortet. Ich wünschte, ich könnte ihn lesen.

Das Abspielgerät auf dem kleinen Tisch direkt vor dem Plattenregal war komplett aus transparentem Kunststoff gegossen, nur ein paar filigrane Metallteile waren zu sehen, die als schwerelose Verbindungen zwischen den Acrylelementen schwebten. Ich war mir sicher, dass hier lange nichts gespielt wurde. Zumindest kein Vinyl.

Der Plattenspieler, an den *ich* mich erinnerte, war noch mehr ein unheimlich beeindruckendes Gerät. Er war in Holz eingefasst, wie fast alles damals, reduziert in Form und Funktion, die Knöpfe aus Aluminium mit einer unglaublich harten Rasterung. Mein Vater hatte ihn von meinem Großvater bekommen und er stand, seit ich denken konnte, auf seinen gefederten Füßen im Teakholz-Wandverbau des Wohnzimmers.

Ich fühle noch die Silberfolie auf dem alten Philips-Schriftzug, der auf der metallenen, eng gelochten

Lautsprecherabdeckung sitzt. Ich bin ihn immer und immer wieder abgefahren, so wie ein Blinder, der gespannt das Ende einer Geschichte liest und jedes Wort in sich aufsaugt. Ich war so konzentriert auf das, was da aus den Boxen kommen würde, ganz leise, kaum hörbar, dass ich gar nicht mehr darauf achtete und die scharfen Plastikkanten wieder und wieder ihre Spuren in meinen Fingerkuppen hinterließen.

Diese Aufregung kann ich noch immer spüren. Die Plattennadel erreicht den Anfang und ich presse mein Ohr an das Blech. Natürlich hätte ich auch lauter aufdrehen können, aber der Übergang war so knapp, dass ich es nicht bis zum Regler geschafft hätte und leise sein, das war etwas, was ich als Kind tatsächlich gelernt hatte.

Jeder andere hätte es überhört und eigentlich war es ja auch nichts Besonderes. Es waren nur vier Worte, abgehakt geschrien und gegen Ende der 60er Jahre über ein irgendwo im Raum platziertes

Mikrofon in einem Londoner Studio eingefangen, aber für mich war es der Beginn von etwas Großem:

„One, two, three, four...”

Ich bin durch mein Zimmer gesprungen, habe versucht, das, was ich als Text verstand, mitzusingen und wedelte mit meinen Armen in der Luft herum, trommelte, riss an den Saiten einer imaginären Gitarre.

LPs waren etwas Großartiges. Und ich war ihnen verfallen. Für sehr lange Zeit.

Langsam und scheinbar abwesend ließ ich meine Hand über die schmalen Rücken der Vinyl-Platten gleiten, als ich eine Silhouette im Türrahmen sah. Sie trug nicht mehr viel und ich wusste, worauf das alles hier hinauslaufen würde. Ich leerte mein Glas, stellte es auf den kleinen Tisch und ging auf sie zu.

Ihr Bett stand auf einem Podest aus dunklem Holz, die grau gestrichenen Wände waren durch sanftes, indirektes Licht hinter großformatigen Bildern erhellt, nichts Persönliches, nichts Warmes war spürbar in diesem fast bedrohlichen Raum. Der Schatten von tiefen Haarrissen in der Farbe wirkte fast wie die blutleeren Adern der Gemälde.

Zwei Fenster, von der hohen Decke bis zum Boden, gaben den Blick auf die Stadt frei. Auch hier störten keine Farben das monotone Bild, dichter Nebel verwischte die Konturen der Häuser und Straßen und die wenigen Lichtstrahlen erschienen als glänzende Fäden aus einem wolkigen Himmel.

Sie wandte mir den Rücken zu und senkte langsam den Kopf, während ich wortlos nach draußen sah.

Meine erste elektrische Gitarre wurde mir geschenkt, als ich etwa 13 Jahre alt war. Komplett in

schwarz, mit einem Hals aus mehrfach lackiertem Ahorn, ein Nachbau der legendären Fender Stratocaster. Sie klang nicht besonders, die Saiten lagen viel zu hoch, aber sie war die Eintrittskarte in meine erste Band, ich ging damit sogar auf die Bühne. Ein oder zwei Auftritte lang war sie meine Verbindung, mein Ausdruck, mein Rettungsseil.

Wenig später hatte ich meine erste, feste Freundin. Eine echte Fender, klassisch in schwarz und weiß gehalten, meine Geliebte für ein halbes Leben.

Meine Hand öffnete den Reißverschluss ihres Kleides. Sie trug keinen BH. Ich ließ meine Lippen langsam über die feinen Haare ihres Nackens gleiten. Sie atmete lange und tief ein, als ich sie in meinen Händen hielt. Wir sprachen nicht. Langsam schob ich ihr Kleid hoch, während in meinem Kopf *Free* mit *All Right Now* den Rhythmus vorgaben.

Ich hielt sie von hinten fest, sie stöhnte leise und lehnte sich etwas nach vorne. 120 Beats per minute. Ihr braunen, langen Haare wirbelten auf ihrem Rücken hin und her.

Ich drehte sie zu mir und küsste sie.

Es ist noch immer Rock'n'Roll.

1.

Ich schloss leise die Haustüre und steckte mir eine Zigarette an. Der Morgen begann ausnahmsweise ohne Nebel und ich genoss den kurzen Spaziergang in der frühen, aufkeimenden Wärme des Tages. Es musste kurz geregnet haben, denn der Geruch des auf trocknenden Asphalts erfüllte die Luft und vermischte sich mit dem kalten Rauch des Tabaks.

Paul wollte mich um 9 Uhr im Café treffen, Zeit genug, durch die Gassen zu spazieren und den Umweg über den Hafen zu nehmen. Ich dachte an die letzte Nacht, zumindest an die Teile, an die ich mich erinnern konnte. Es war eine von vielen. Ich ließ mich einfach treiben, viele Jahre schon, und war noch immer nicht am Ziel. Manchmal hatte ich das Gefühl, nicht einmal die Richtung zu kennen.

Das Meer drang an mein Ohr und die salzige Luft suchte ihren Weg in meine Lungen. Schiffe wurden beladen, Männer gestikulierten wild miteinander,

immer wieder schallendes Gelächter, unterlegt mit dem ständigen, monotonen Kreischen der Möwen. Ich dämpfte die Zigarette auf dem Kopfsteinpflaster aus, blieb stehen und ließ für einige Momente die Augen geschlossen. Ihr Geruch verschwand langsam mit dem harten Wind.

„Vielleicht sehen wir uns wieder?“

„Wer weiß?“

„Auf Wiedersehen.“

„Mach's gut.“

Ich wusste nicht einmal mehr, wer was gesagt hatte.

Die Band hieß Shermer, so wie *Shermer, Illinois*, die imaginäre Stadt aus den Filmen von John Hughes Anfang der 80er Jahre, und ich trat ihr bei, als ich gerade neunzehn geworden war. Die Schule hatte ich hinter mir, und trotzdem es mir immer leichtgefallen war, gute Noten zu bekommen, waren meine Eltern von meiner Antriebslosigkeit schon während dieser Zeit verunsichert und verängstigt. Sie versuchten nach meinem Abschluss die unterschiedlichsten Dinge, um mich zu einer weiteren Ausbildung zu bewegen, aber irgendwann gaben sie auf.

Mein Vater arbeitete in der städtischen Verwaltung, meine Mutter unterrichtete an unserer Schule die sechs- bis zehnjährigen Kinder in Mathematik und Geografie. Wir waren wohl so etwas wie eine Spießler-Familie, gesteckt in ein für uns alle zu enges Korsett, aus dem ich mich immer öfter befreien musste.

Die Musik war mein Schlüssel und so zog ich mit Paul zusammen in ein kleines Apartment und feierte bei jeder Gelegenheit meine Unabhängigkeit.

Mein Vater schien es irgendwie zu verstehen, doch meine Mutter war enttäuscht. Es dauerte Jahre, bis wir wieder zueinander fanden.

Shermer. Vier Teenager, die sich jeden Tag und mit jeder Note weigerten, erwachsen zu werden, mit einem Frontman, der, ohne es zu wissen, ein Poet war und uns schließlich unsere 15 Minuten Ruhm bescheren sollte. Im Grunde waren wir die Besetzung des *Breakfast Club*, nur ohne Mädchen. Und ohne Happy End.

Ich verbrachte damals meine gesamte Zeit damit, Songs zu schreiben, zu proben und aufzutreten. Wir hatten wenig und verdienten mit unseren Konzerten gerade mal so viel, um Essen zu kaufen und die Miete zu bezahlen. Drogen gab es keine. Zumindest am Anfang nicht.

Neben mir an der Gitarre gab es noch Peter, der wie so viele damals nur Bass spielte, um *irgendwo* dabei zu sein. Er war ok, sah gut aus und machte bei allem mit. Außerdem war er unsere Stimme der Vernunft und rettete uns aus vielen Konflikten mit Veranstaltern, Technikern oder anderen Gruppen. Jede gute Band brauchte jemanden wie Peter.

Am Schlagzeug gab es immer wieder Neubesetzungen, nachdem Paul das Handtuch geworfen hatte, aber irgendwann tauchte schließlich Martin auf. Ich kann mich bis heute nicht erinnern, wie er uns gefunden hatte, aber Martin war einfach zu gut, um ihn wieder gehen zu lassen. Ein professioneller Schlagzeuger kann eine Band auf einen wortwörtlichen Schlag besser aussehen lassen, als sie ist. Bei Shermer war das der Beginn für unseren Glauben, dass wir es wirklich schaffen konnten.

Chris hatte Shermer gegründet und war neben Peter der Einzige, der immer bei der Gruppe gewesen war. Anfang der Neunziger Jahre gab es in unserer

Gegend so unendlich viele Bands, dass es durchaus üblich war, auf mehreren Hochzeiten zu tanzen. Ich selbst spielte manchmal in mehreren Gruppen gleichzeitig, immer abwägend, welche davon mehr Chancen hatte, einen Schritt weiterzugehen.

Chris, Peter, Martin und ich – da war tatsächlich so etwas wie Chemie, wenn wir zusammenspielten. Es war und ist ein unbeschreibliches Gefühl, wenn die Musik mehr wird als der Sound der einzelnen Instrumente. Wenn man plötzlich spürt, dass es gut ist, sich fallen zu lassen, nur mehr intuitiv seinen Teil beiträgt, um das Ganze zu genießen. Mit der Zeit spürten das nicht nur wir, sondern auch die Leute, die auf unsere Konzerte kamen. Zusätzlich zur Präsenz wurde aber vor allem Chris und mir klar, dass wir das beherrschten, was es schlussendlich für jede erfolgreiche Band brauchte: Wir konnten Songs schreiben.

Nach etwa zwei Jahren war es dann tatsächlich soweit und alles ging sehr schnell. Wir bekamen

einen unendlich schlechten Vertrag und durften zu einem unserer Songs ein Video drehen. Wir vertrauten allem und jedem und surfen auf der Welle unserer eigenen Unschuld.

Ich hatte die Musik geschrieben und Chris wie immer den Text. An einem kalten Dezembertag hatte *Home* Premiere auf MTV und es passierte: Shermer wurden über Nacht berühmt.

Was folgte, waren die fünf irrsten Monate meines Lebens, eine Tour, Drogen, Mädchen, Partys, noch mehr Drogen und schließlich das Ende.

Shermer verdienten keinen Cent, nahmen keinen einzigen Ton mehr auf, spielten keine Konzerte mehr und lösten sich in der Mitte des nächsten Jahres auf.

Chris war an einer Überdosis gestorben.
